



Ernő Szép

Die Liebe am Nachmittag

Roman

Aus dem Ungarischen
von Ernő Zeltner

Deutscher Taschenbuch Verlag

Der Verlag dankt der Hungarian Book Foundation
für die Übersetzungsförderung.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. GFA-COC-1298
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den
Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten
Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Deutsche Erstausgabe

Dezember 2008

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

© The Heirs of Ernő Szép

Titel der ungarischen Originalausgabe:

›Ádámcsutka‹

Erstveröffentlichung des Originals 1935 im Budapester Athenaeum Verlag

© 2008 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung unter Verwendung des Gemäldes

›Slender Woman with Cat by Lamplight‹ (1913) von Géza Faragó

und eines Fotos von Corbis/Mark Read

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Bembo 11/13

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24688-0

1. Nacht

Ich bin sechszwanzig geworden. Vor zwei Monaten. Mir ist etwas so Schönes widerfahren.

Vielleicht sollte ich einen Roman darüber schreiben, eines dieser leisen, aufrichtigen Bücher, wie ich sie selbst gern lese.

Ich weiß nicht, ob ich mich in diesem Leben noch einmal werde hinsetzen können, um ein Buch zu schreiben, das mir wirklich zusagt.

Bin müde, schreibe nicht mehr mit derselben Verve wie früher.

Allein für die Überlegung, was ich dem Leser mitzuteilen habe, und um mir schließlich eine Komposition zurechtzulegen, würde ich einen vollen Monat brauchen.

Mein ganzer Vormittag geht schon mit dem Schreiben von Glossen und Zeitungsartikeln drauf. Und nach dem Mittagessen ist es dann bereits Nachmittag. Nachmittags aber habe ich nie gearbeitet. Die Nachmittage waren stets der Liebe vorbehalten, dem Müßiggang, auch der Lektüre und dem Kartenspiel.

Seit ein paar Jahren gehören sie jetzt eher dem Schlaf und auch dem Herumlaufen. Gut, auch nachmittags arbeite ich gelegentlich, bringe meine Glosse zu Ende, schreibe noch einen weiteren Zeitungsartikel; für den Nachmittag bleiben normalerweise auch die Filmsujets, wenn ich mich denn erdreiste, solche zu verfassen. Seit fast sieben Jahren lasse ich mir ein Thema nach dem anderen einfallen in der Hoffnung, ein Produzent könnte sich am Ende entschließen, eines anzukaufen.

Noch ist das Erlebnis in mir so wohltuend warm wie der

Stoff des Anzugs, den ich trage, wenn ich aus dem sommerlichen Sonnenschein zurück in mein Zimmer komme.

Ich habe mich entschlossen; spätabends, wenn ich mit der Welt fertig bin, setze ich mich hin und gehe an die Arbeit, versuche ein, zwei Stunden lang etwas zu Papier zu bringen; was dabei herauskommt, werde ich dann ja sehen. Seit Ewigkeiten habe ich nicht mehr nachts gearbeitet, das ist passé, wie meine Jugend.

Oft, wenn ich versuchte, abends, also nachts zu schreiben, bekam ich ein Nervenfieber, konnte dann bis zum Morgenrauen nicht einschlafen.

Auch jetzt soll es kein Schreiben sein, nur so ein gelegentliches Notieren.

Ich würde meinen Roman mit dem Tag beginnen lassen, als ich letzten September einmal ins Theater hinaufgegangen bin.

Eile gerade die Treppe hoch. Bin voller Sorgen, voller Ekel. Will denen sagen, dass mein Stück noch nicht ganz fertig ist. Ich habe ja noch nicht einmal angefangen, es den ganzen Sommer lang vor mir hergeschoben. Auf jeden Fall lüge ich, ich sei mit dem ersten Akt fast durch, sie werden mir glauben, dass ich das Stück dann auch zu Ende bringen will. So kriege ich wieder ein bisschen Geld, hoffentlich.

Auf dem Absatz, wo die Treppe eine Kurve macht, rennt mich ein Mädchen fast um. Wie ein Vögelchen hüpfend kommt sie die Stufen herunter.

Ich bleibe einen Augenblick stehen, um die Karambolage zu vermeiden. Das Mädchen fasst ans Geländer. Wendet mir ihren Blick zu. Eine blonde E Levin.

Bevor ich in den nächsten Treppenabsatz einbiege, blicke ich mehr zufällig zurück. Ja, ich spürte, dass mir das Mädchen nachgesehen hat. Sie keucht noch. Der Mund steht ihr offen. Sie lacht, weil sie jung ist.

»Sie erkennen mich nicht.«

Nein, mein Kind. Wer bist du denn, meine Schöne?

»Ach ... als wir die Prüfung hatten, im Mai, wurde ich Ihnen vorgestellt. In einem anderen Theater. Da haben Sie sich mit mir unterhalten.«

Nett von mir.

Ihr Name ist Ibolya Soundso. Aus dem zweiten Jahrgang.

Ich erinnere mich. Letztes Jahr an einem Vormittag, ich ging wieder mal, um Geld zu betteln, wusste nicht, dass gerade Generalprobe war; zwischen zwei Akten musste ich mich durch dieses Gewühl auf dem Korridor kämpfen, um in die Direktionsloge zu gelangen.

Ein Regisseur oder ein Kritiker muss mir dieses Mädchen offeriert haben, so wie man jemandem eine Zigarette hinhält.

Ja, und was erhofft sie sich von mir? Ich bin keine Protektion, mein Kind.

»Ich will keine Protektion. Nur ...«

Sie stockt. Schaut mich mutig und ängstlich zugleich an.

Trotzdem, sagen Sie doch, was Sie von mir wünschen. Bittschön, ich habe nämlich zu tun.

Aber das ginge doch nicht einfach nur so. Wann Sie mal mit mir sprechen könnte.

Ich bin in Eile, gebe ihr meine Telefonnummer, rufen Sie mich irgendwann am Vormittag an.

»Geht es auch morgen?«

Auch das, ja.

»Ich schreibe mir die Nummer gleich auf, achtfünfundzwanzig einunddreißig, achtfünfundzwanzig einunddreißig.«

Pa.

Es gab nur eine kleine Summe. Habe Sorgen über Sorgen. Sollte hier aber vielleicht mal meine Situation lüften.

Ich habe eine alte Mutter. Sie sagt nicht mein Sohn oder Mihály zu mir, sondern nennt mich Papachen. Für sie bin ich nämlich der Versorger.

Auch eine Schwester besitze ich, sie ist verwitwet, mit zwei Kindern, ihre Witwenpension wird immer weniger, und die Kinder brauchen immer mehr.

Mein jüngerer Bruder ist Ingenieur, verheiratet, hat ein gewerbliches Unternehmen angefangen, das Geld dafür habe ich aufgetrieben, musste gleich bei drei kleinen Banken Kredite aufnehmen, für große Banken bin ich kein Kunde. Der Bruder ging mit seiner Firma pleite. Jetzt ist er wieder Beamter, mit nur noch halb so viel Gehalt wie vorher. Seit fünf Jahren zahle ich in Raten seine Kredite zurück.

Mutter hatte ich letztes Jahr viereinhalb Monate lang zur Pflege in einem Sanatorium. Bin einen Batzen Geld schuldig geblieben. Auch diese Schulden müssen allmählich abgetragen werden.

Es gibt aus früheren Zeiten Schneider, bei denen ich vergessen habe, die letzte Rechnung zu begleichen. Sie kommen heute alle wie Bettler zu mir, ich muss sie hin und wieder mit zehn oder fünf Pengő trösten.

Mehr zu schreiben schaffe ich heute nicht.

2. Nacht

Ich habe eine Geliebte, die ich nicht liebe.

Nein, ich liebe dich nicht.

Was für eine Sünde ich da gestehe! Entschuldige.

Ich schließe die Augen und schaue aus großer Distanz hierher zurück, aus der fernen Vergänglichkeit, in der wir schon längst wohlverpackt unter der Erde liegen und unsere Grabsteine sich gegenseitig nicht im Blick haben. Meine Erinnerung, mein Gedanke – ein bläulicher Wolkenfetzen, wie er nachts oft am Mond vorüberzieht. Eine Frau kam regelmäßig

zu mir. Ich bin pures Lächeln, süßes und gerührtes Entzücken. Du öffnestest deine beiden Arme, um mich zu umfassen, deinen Mund, damit ich ihn küsste. Hast mir die Hand gestreichelt und mein entblößtes Knie. In manchen Augenblicken ruhte dein Haupt auf meinem Herzen, um es schlagen zu hören. Bohrtest mir die Nase ins Haar, um an meiner Kopfhaut zu schnuppern, berührtest mein Ohr mit deinem Mund, hauchtest, summtest mir hinein, hast frohlockt und ganz leise gesprochen, obwohl du es ruhig laut hättest sagen können, wir waren allein, die Tür geschlossen. Mein Name schwebte vor deiner Stirn, mein Gesicht hattest du in den Augen, wie eine Kodak-Linse, die auf jemanden gerichtet ist. Du warst für mich Madeira-Wein, ein glänzender Kachelofen und Swimmingpool, mein Kokain. Meine süßeste Süßigkeit, wie Schokolade für ein Kind. Nun, da ich nicht mehr am Leben bin, habe ich Zeit, jetzt wundere ich mich über diese Verbindung, die wir dort unten auf der Erde miteinander hatten, wo ich der Reisende war und dir, einer Eingeborenen, begegnet bin. Jetzt amüsiere und gräme ich mich zugleich. Du bist nun ein Ring an meinem Finger geworden, auch du, ich drehe und poliere, ich betrachte dich.

Die Daten meiner Liebschaft könnte ich in aller Ehrlichkeit nicht preisgeben, weil man sie wiedererkennen würde. Wir sind nicht in Paris oder London, wo solche Beziehungen zehntausend anderen gleichen.

Doch gibt es auch hier ein ganzes Rudel von ihnen, auch in Pest.

Ihr Ehemann ist ein Gentleman ersten Ranges.

Sie bewohnen eine halbe Villa in Buda oder Pest, egal.

Besitzen ein Automobil, ein amerikanisches.

Und ein Kind, ein Mädchen mit sieben.

Zwei Hunde, einen Vizsla und einen King Charles.

Der Herr geht zur Jagd.

Auf Rebhuhn, Fasan und Hase, auf Reh und Fuchs. Am

leidenschaftlichsten aber jagt er dem Titel »Hochwohlgebornen« nach. Und er wird ihn erlegen.

Hauptambition der Dame ist die Gesellschaft.

Bei ihren Soirees sind stets mehr hochwohlgeborene Damen als gnädige Frauen anwesend. Auch ein, zwei Exzellenzen, natürlich in fortgeschrittenem Alter.

So manchen ihrer Nachmittage opfert diese Dame den Gattinnen der Exzellenzen. Solche Bekanntschaften brauchen Pflege.

Die Dame sitzt die meisten Tennisturniere aus.

Besucht auch Reitkonkurrenzen.

Selbst der Polosport ist ihr nicht fremd. Polo zu Pferde.

Sie ist, das heißt sie war, bei allen besseren Bällen im noblen Hotel Gellért anwesend.

Bei Konzerten, je nachdem wer im Publikum sitzt, nicht auf dem Podium. Huberman und auch Yehudi Menuhin sind Pflichttermine. Pablo Casals nicht unbedingt, Rachmaninoff ebenfalls nicht. Gigli ein absolutes Muss. Schaljapin schon nicht mehr unbedingt. Béla Bartók und Maria Basilides werden von der Gesellschaft nicht estimiert.

In den Kaffeehäusern, ausgenommen das New York, war die Dame natürlich noch nie.

Ins Café Gerbeaud setzt sie sich allenfalls vor dem Mittagessen.

Ihre Schneiderin, den Kürschner, Schuhmacher, Juwelier, den Zahnarzt, Grafologen hat sie in der Inneren Stadt.

Wie für die Studenten gibt es auch für sie Pflichtlektüre. Romane kauft sie in der Grill'schen Buchhandlung, wo sie auch ein Konto hat. In ungarischer Sprache liest sie die Baroin Lili Hatvany und den Jagdschriftsteller Zsigmond Széchenyi. Sie hat seinerzeit Green Hat gelesen und etwa drei Prousts, als man in Gesellschaft darüber reden musste; natürlich verschlang sie auch *Gentlemen Prefer Blonds*, später, schon zu meiner Zeit, Axel Munthe. Um des lieben Friedens willen

musste ich ihn ebenfalls lesen. Gelesen hat sie auch *Climats* von Maurois. Ich redete so lange auf sie ein, bis sie zugab, dass er langweilig ist. Natürlich gehörte *Lady Chatterley's Lover* von Lawrence zu ihrer Lektüre, als einziges Werk dieses armen toten Iren. Sie versprach mir, auch *The Virgin and the Gipsy* zu lesen, wenigstens noch dieses eine, aber sie hat mich reingelegt. Trotz meines heftigen Protests las sie nacheinander zwei Kessel, weswegen ich ihr beinahe den Laufpass gegeben hätte, obwohl sie damals erst einen Monat lang meine Geliebte war.

3. Nacht

Bei einem Abendessen verbündete ich mich mit jener Dame.

Es war eines jener Abendessen, bei denen mindestens dreißig Leute speisen. Manchmal ist mir nicht einmal die Hälfte der Gäste bekannt. Und von manch einem, den ich zwar kenne, weiß ich den Namen nicht. Bis zu sechsmal wollte ich ihn mir merken und habe ihn doch immer wieder vergessen. Bin schon so weitgehend anonymisiert, dass ich mich überhaupt nicht mehr darum kümmere, neben wem ich zu stehen komme: Servus, sage ich zu ihm, mein Bester, und rede eine Minute lang irgendetwas Belangloses. Es gibt Herren und Damen, die ich niemals anders als in Smoking und Abendkleid gesehen habe; kriege sie nur so zu Gesicht, als drehte sie ein Karussell immer wieder herbei, als existierten sie anders überhaupt nicht, sie sind nirgendwo sonst und tun nichts anderes, als ununterbrochen auf diesem Abendgesellschaftskarussell zu sitzen, vom Herbst bis in den Sommer. Ich registriere bei den Herren, wie viel stärker sich ihre Nasen seit letztem Jahr gerötet haben und um wie viel mehr ihre Augäpfel hervortreten, ferner ob sich bei dieser oder jener Dame

die Nase schärfer abzeichnet oder sich bei dem einen oder anderen Herrn das Haar vorn oder seitlich gelichtet hat. Als Student bekam ich in fremden Häusern gelegentlich ein Mittagessen, jetzt ist es das Essen am Abend. Heute kann ich mir auch schon aus eigenen Einkünften das Nachtmahl leisten, bin nicht mehr darauf angewiesen, in diesem oder jenem Haus Essen und Trinken zu schnorren. Für solcherlei Wohltaten pflege ich mich nicht zu revanchieren. Sicher nicht, schließlich zahle ich bei diesen Gratisspeisungen drauf, indem ich für das Dienstmädchen zwei Pengő Trinkgeld zurücklasse, zudem erreiche ich spät abends meist keinen Bus mehr und muss oft von ziemlich weit draußen per Taxi nach Hause fahren, das kostet mich drei Pengő, die getragene Hemdbrust ist ebenfalls bei den Kosten zu verbuchen. Im Club oder in einer Kneipe kann ich für zwei Pengő zu Abend essen. Dabei habe ich bei den Minuspunkten noch gar nicht in Rechnung gestellt, dass ich anderntags nicht rechtzeitig aus dem Bett komme und den Vormittag abschreiben muss. Es gibt Häuser, in die ich aus Berechnung gehe, sagen wir aus Dankbarkeit gegenüber einem Geldgeber, der mir was geborgt hat, ein anderer Hausherr wieder ist sonst ein wichtiger Mensch, der mir noch einmal nützlich sein könnte, gelegentlich aber nehme ich auch aus Schwäche eine Einladung an, einfach weil man auf mich zählt; hier und da bin ich meiner Eitelkeit wegen in nobler Gesellschaft, auch wenn ich mir das nicht eingestehe; ich sage mir, du musst die Welt studieren, die Gesellschaft, diese Dame, jener Herr bieten Stoff für den nächsten Roman oder ein Stück Schauspiel; dabei nehme ich von solchen Abenden niemals etwas mit, höchstens den Lärm, der im Ohr verhallt wie das Gejohle in den Unterrichtspausen des Gymnasiums. Auf jeden Fall lerne ich Damenmode, Teppiche, Gemälde, Möbel kennen und profitiere von allem soviel wie möglich. Wo immer ich Gelegenheit dazu habe, hefte ich mich an eine Bücherwand, nasche von

diesem oder jenem Klassiker, ich selbst besitze nämlich keine Bibliothek. Einer der Kavaliere starrte mich, als ich ihm bei einer dieser Soireen sagte, ich könne kein Bridge und auch nicht tanzen, fassungslos an.

»Aber ich bitte dich, wozu lebst du dann überhaupt?«

Ich konnte ihm darauf nichts Besseres erwidern als die modische Wendung: Frag mich was Leichteres.

Also bei jener Abendgesellschaft guckte ich gegen eins ins Zwielflicht, wo die Paare tanzten. Ich setzte mich, um den Tänzern zuzusehen. Das Grammophon jaulte, ein wenig gedämpft, irgendeinen Tango, den ich schon vom Film kannte. Es brannte kein Licht in dem Raum, aus dem anderen Zimmer, in dem Bridge gespielt wurde, drang so viel Helligkeit herein, dass man hier darauf verzichten konnte. Auch jene Dame tanzte mit Ichweißnichtwem. Der Ichweißnichtwer hielt beim Tanzen den Kopf so tief geneigt, als wäre er ein Boxer. Die Frau gewahrte mich und nickte mir zu. Beim Abendessen hatte sie ziemlich weit von mir entfernt gesessen, ich blickte einige Male in ihre Richtung, wusste nicht, ob ich sie kenne. Doch, ich kenne sie. Sie schaut wieder zu mir herüber und lächelt. Sie lächelt, so oft ihr Gesicht bei einer Tangodrehung in meine Richtung weist. Der Boxer redet pausenlos, die Frau hört vielleicht auch nicht, was er sagt. Ein anderes Paar kreist in einem fort neben ihnen, dort plappert die Frau, ihren Kopf dem hoch aufgeschossenen Partner unters Kinn geschoben, ohne Unterlass, während er keine Silbe von sich gibt, doch presst er die Dame hartnäckig gegen seinen Bauch. Meine Dame hat schöne Hände. Sie leuchten richtig auf der Schulter des Smokings. Auch ihr Rücken ist wohlgeformt. Von den Beinen kann ich nichts sehen, nur die vergoldeten Schühchen leuchten von Zeit zu Zeit etwas blässlich auf.

Diese Herren, alle sechs oder sieben Herren, die hier eifrig das Parkett bohnen, wie sehr ich sie bewundere! Dass sie

den Damen nicht in die entblößten Schultern beißen, dass sie nicht aufschreien wie brünstige Tiere, nicht gleich die ganze Frau packen und mit ihr ins Schlafzimmer stürzen. Welche Selbstdisziplin, die sie sich bei diesem schummrigen Licht auferlegen! Bei derart gedämpfter Beleuchtung habe ich selbst in sehr gepflegten Häusern schon höchst wagemutige kleine Annäherungen erlebt, auf Kanapees oder Teppichen hingekauerte Paare, oft nur Zentimeter von den Ehegatten entfernt, die inzwischen auf denselben Kanapees oder Teppichen mit irgendwelchen anderen fremden Frauen ihr Glück versuchten. Mir hat der Atem gestockt ob der Raffinesse ihrer Lippen und Hände, die ich sah. Ich selbst hätte niemals gewagt, mich in einem herrschaftlichen Haus so sehr daheim zu fühlen.

Der Tango ist eingeschlafen.

Die Paare sind wieder in die Wirklichkeit zurückgekehrt, mit leisem Kichern, einer der Tänzer summt weiter den Tango und zerrte seine Partnerin immer noch im Rhythmus hinter sich her. Die anderen gingen in die Ecke und machten sich an dem Grammophon zu schaffen. Die Dame ließ ihren Boxer plötzlich stehen und kam auf mich zu. Sie schubste ein Sitzkissen neben mich und ließ sich fallen.

»Guten Abend. Sie hat man lange nicht gesehen.«

Hatten wir schon einmal miteinander geredet? Mir schien, ich hörte ihre Stimme zum ersten Mal.

Ich bat sie augenblicklich, mich nicht auf die Folter zu spannen und meinem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen.

Ja, nett, dass sie sich an mich erinnert.

Ihre Hand, so möchte ich sagen, hatte einen sehr angenehmen Geschmack. Beim Handkuss habe ich ein wenig von ihrem Parfum inhaliert. Es sind nur Bruchteile einer Sekunde, in denen der Mann die Hand einer Frau kennenlernt, ihre Textur, ihre Wärme, den Duft, ihr Benehmen, ihre Willfährigkeit, den Instinkt, die ganze Botschaft. Nach manchem

Handkuss meines Lebens habe ich das Gefühl gehabt, ich hätte den Mund dieser Frau geküsst.

Sie begann damit, dass sie dieser Tage einen Artikel von mir gelesen habe, in einem gewissen Wochenblatt, das eher Frauen interessiert.

»Ich mag sie sehr«, sagte sie. Nämlich meine Artikel.

Ich fragte sie auf der Stelle, welches Parfum sie benutzt.

»Les 5Fleurs. Kennen Sie es?«

Jetzt ja, und ich bin erfreut, dass ich es kennenlernen durfte.

»Gefällt es Ihnen?«

Ich mag es. Welche fünf Blumen sind das, aus denen es gewonnen wird?

Ich bitte sie um ihre Hand, um daran zu wittern.

Als ob ich Maiglöckchen spürte und dann Hyazinthen, wahrscheinlich enthält der frische, zarte Duft auch etwas von Rosen und Veilchen.

Zu einer endgültigen Entscheidung kommen wir nicht.

Die Frau sagt, ihr fallen, wenn sie dieses Parfum riecht, als erstes Hyazinthen ein.

Wer stellt das Destillat her?

»Forvil.«

Kenne ich nicht. Also auch so ein Parfumeur, der für sein Produkt keine weltweite Reklame macht. Es gibt in Paris Marken, die im Ausland für ebenso wenige Menschen ein Begriff sind wie manche ausgezeichneten Schriftsteller. Etwa ein Rallet, ein Lantheric oder Millet. Mich hat in Paris sehr überrascht, dass man solchen den Vorzug gibt vor Coty und Chanel.

Die Dame besitzt auch ein Parfum de Millet, das Crêpe de Chine. Und gelegentlich verwendet sie eines von Milineux, nämlich Vivre.

Kompliment.

Und sie sagt, sie bevorzugt Eau de Toilette von Lanvin, es

nennt sich Geranium d'Espagne. Mit seinem Duft eignet es sich durchaus auch als Tagesparfum, sagt sie.

Denn es gibt natürlich ausgesprochene Tages- und Abendparfums, wie auch ganz unterschiedliche Lippenrouges für den Tag und den Abend.

Von ihrem Crêpe de Chine aus dem Hause Millet etwa sagt sie, dass es nicht jede Frau verwenden kann. An einer blonden Freundin beispielsweise entwickle es eine geradezu störende Duftnote, sei ausgesprochen unangenehm. Das Crêpe de Chine harmoniert also nicht mit dieser Frau. Welch ein Mysterium!

Ja, Parfum ist etwas Geheimnisvolles. Manche Kompositionen machen mich traurig. Es gibt Duftmischungen, die bei mir, wenn ich sie in die Nase bekomme, Todesahnungen hervorrufen.

»Interessant«, sagt sie, »auch ich musste bei gewissen Düften manchmal an den Tod denken, mir war, als röche ich Chrysanthemen.«

Sie lachte, gerade nur flüchtig, verhalten, wandte sich kurz ab und nahm die Tanzenden in Augenschein.

Das Grammofon in der Ecke begann erneut zu heulen, als hätte man ein Hündchen hineingesperret. Die Damen und Herren stampften gerade einen Quickstep. Der Boxer war verschwunden.

Aus dem Nebenraum ließ sich kein Laut vernehmen, als hätte ein Hypnotiseur die Bridgepartie in Schlaf versenkt.

Ich greife nach meinem Etui, um mir eine Zigarette zu drehen, betrachte dabei das Profil der Frau. Sie hat eine feine, schmale Nase, ich mustere auch die Einkerbung ihrer Nasenlöcher. Ein kleines Meisterwerk. Ihr Mund ist geöffnet, sie lächelt über die Verrenkungen einer der Tänzerinnen.

Sie hat meinen Blick gespürt, ihre Wimpern zittern, sie wendet sich mir zu.

Da ist etwas, auf das wir nicht gefasst waren. Beide haben

wir das Wort Tod ausgesprochen. Zum ersten Mal im Leben sitzen wir nebeneinander und führen beim Reden schon den Tod im Mund, hatten den Tod im Blick, während wir uns ansahen. Es verfolgt mich geradezu, ich erinnere mich stets an den vorangegangenen Fall und den davor; immer wenn ich zum allerersten Mal mit einer Frau gesprochen habe, kam irgendwie die Rede auf den Tod. Eine dunkle Engelsschwinge schwebte über uns beiden, eine Minute lang oder während wir uns in dunkler Nacht fanden! Ist dies vielleicht eine Notwendigkeit, wenn ein Mann und eine Frau sich finden?

Ich wollte sie von mir befreien. Möchten Sie nicht lieber weitertanzen? Lassen Sie mich ruhig hier sitzen. Doch ich wollte gar nicht, dass sie mich sitzen ließ. Eigentlich hatte ich sie noch gar nicht richtig angesehen.

Nein, sie möchte nicht tanzen, bleibt lieber hier bei mir.

Ich holte ihr Zigaretten.

Beim Aufflammen des Zündholzes habe ich sie mir genauer angesehen. Ihr glänzendes Haar funkelte wie eine Messerklinge. Ihr Gesicht wirkte vor dieser Flamme wie von purem Weiß, nur der Mund war rot, als wäre er mit Blut bestrichen. Dunkelrot, feucht, wild und stumpf ist das Rouge. Brauen hat sie natürlich kaum, aber die wenigen, die sie hat, wirken sehr lebendig. Ihr Haar ist schwarz, sehr dunkel. Aber fein wie das von Aschblonden. Es gibt ein Schwarz, das verlockender sein kann als Blond. Und dies ist so ein Schwarz. Auch ihre Augen konnte ich noch erhaschen, vollkommen. Ich habe das Zündholz nicht ausgeblasen, sagte vielmehr: ich will Sie mir ansehen.

»Bitte sehr.«

Sie hob das Kinn und schloss die Augen.

Könnten Sie sie nicht öffnen?

Ihre Augen langsam öffnend, richtete sie den Blick auf mich. Wir sahen uns an, solange mein Streichholz noch glimmte. Sie hat blaue Augen. Ein Blau wie das von blauen Schwertli-

lien. Ihre Augen lächeln, feucht und gleißend, wie beim Erwachen und Einschlafen. Solche Augen kenne ich. Als ob sie in ihrem Leuchten verschwimmen wollten. Diese Augen gibt es auch in Braun. Träume schwimmen in solchen Augen herum. Als käme der Blick von ganz weit her, als suche er etwas, wolle aber nicht sagen was. Doch wenn dieser Blick eine Stimme wäre, könnte ich sein Flüstern hören. Er flüstert: Kuss. Kuss, Kuss, Kuss, auch die Stimme der Sprechenden sagt das, was immer sie redet, ebenso sagt es auch der Druck ihrer Hände; die Augen einer Frau, ihre Stimme und ihre Hände, wie ähnlich sie sich sind, wie sehr sie zusammengehören, auf wundersame Weise gestehen alle dasselbe.

Ich weiß nicht, was darüber entscheidet, wer mit wem etwas zu tun bekommt. Die Wissenschaft sagt, das Verhältnis der Keimzellen entscheide über die gegenseitige Anziehung von Mann und Frau. Das Verhältnis der zweigeschlechtlichen Keimzellen in den beiden Organismen. Möglich; möglich, dass ich auf dem Gehsteig beim Vorbeigehen eines weiblichen Wesens überrascht aufblicken muss und dass die Frau auch mich aus diesem Grunde mustert. Weil wir beide etwas gespürt haben. Doch dann gehen wir unserer Wege. Wahrscheinlich bleibe ich auch im Theater aus eben diesem Grund mit den Augen an einer Frau hängen, die zehn Meter von mir entfernt sitzt und mit der ich ganz und gar nichts im Sinn habe. Wie rätselhaft doch das Leben ist!

Ein Diener brachte Ananaserdbeeren.

Der Mund der Frau glänzte feucht davon.

In der Dunkelheit funkelten ihre Zähne wie Eis.

»Tanzen Sie nicht?«

Nein, ich tanze nicht. In meiner Jugendzeit galt das Tanzen nichts. Als es in Mode kam, war ich kein Jüngling mehr. Außerdem schrieb ich Gedichte. Wie sollte mir jemand glauben, dass mir aus Sorge um die Welt das Herz bricht, wenn er sieht, wie ich lüstern an einer Partnerin klebe. Es ist mein

Wahn, dass ich die Seele der Menschheit bin, ihr Gewissen. Ich kann nicht tanzen, obwohl ich es gern täte. Auch ein Priester würde es ja gern tun, muss aber ebenfalls verzichten. Und dann hatten wir Krieg, als ich jung war, auch das darf ich nicht vergessen. Mit meiner Tanzerei hätte ich doch den Gefallenen in die Weichteile getreten. Lachen Sie mich aus, es ist erlaubt.

»Keineswegs, ich kann Sie verstehen.«

Und ich musste auch erklären, warum ich nicht Bridge spiele. (Sie tut es.) Ich habe keine Zeit dazu. Hätte aber auch keine Geduld für Bridge-Séancen. Als ich noch Karten spielte, bevorzugte ich Baccarat, Macao und Chemin de fer. Und selbst das reut mich heute. Wie viele Liebes- und Herzensangelegenheiten habe ich dabei versäumt, wie viele Lesefreuden und welch fruchtbare Arbeit. Das Kartenspielen ist ein unergiebiges Erlebnis, es hinterlässt keine Erinnerung. Schade um diese tauben Stunden. Für mich beginnen die Stunden des Lebens schon kostbar zu werden.

»Aber der Mensch muss doch ein solches Narkotikum haben«, sagte sie wie ein Märtyrer.

Ich brauche es nicht. Ich gehe weder dem Leid noch der Langeweile aus dem Weg. Muss auch sie haben. Eine schlechte Empfehlung bei einer Frau, nicht wahr?

Sie nahm gerade das Löffelchen aus dem Mund. Verhalten lachend schüttelte sie den Kopf; wie eine Flamme schoss ihre Zunge plötzlich hervor, um die Lippen abzulecken. Ich griff nach dem Glasteller, weil sie die Erdbeeren aufgegessen hatte, und stellte ihn vor meine Füße. Meine Linke lag auf meinem Schenkel. Sie ließ ihre Hand sinken, strich kaum spürbar über meine Hand. Und sagte mit einer Stimme so weich wie diese Berührung:

»Ich freue mich sehr über Sie.«

Auch ich mich über Sie.

Was hat mir diese Frau beschert? Meine Augen, meine

Stimme oder meine Hand? Schon bei jener Soiree vor einem halben Jahr oder bei denen vor einem Jahr – denn sie hat mich an diese zwei Anlässe erinnert, bei denen wir beide zugegen waren; hat auch sie diese Nähe damals schon gewittert und gespürt, dass hier jemand ist, den sie einmal wird haben müssen?

Und wir schwiegen dann, ich erinnere mich. Diese Stille ist so, als fiel Schnee in dichten Flocken, und einer kann den anderen nicht sehen. Dann bat sie um eine Zigarette und während sie sie anrauchte, schweifte ihr Blick zu den Tanzenden; zwei Paare schlichen im Kreis, die übrigen saßen herum und waren miteinander beschäftigt, ein Paar stand in der Ecke am Fenster und beobachtete uns. Die Dame nahm den ersten tiefen Zug und entließ den Rauch im Staccato mit jedem Wort, mit in Rauch gehüllten Worten, ihre Augen hatten mich im Blick, aber so träge, als hätte sie mir nichts, aber auch gar nichts auf der Welt zu sagen:

»Morgen Vormittag rufe ich Sie an. Wann stehen Sie auf?«

4. Nacht

So begann meine Angelegenheit mit der Dame.

Sie rief mich vormittags an, um halb zwölf:

»Guten Morgen. Haben Sie gut geschlafen?«

Sie selbst wie ein Murmeltier. Obwohl sie noch ins Capri gegangen sind und erst um fünf daheim waren.

Und wie frisch sie klingt. Wie nonchalant sie mit mir ins Plaudern kommt, so als wären wir schon mindestens zehn Jahre in innigem Kontakt. Ich erwartete, dass sie vielleicht doch irgendwie zögernd, befangen, auch mit etwas Verwunderung zu mir spräche, natürlich, es gibt uns, uns beide, die wir uns